

Das Internet

TEIL 2



«Es braucht enorme Filterkompetenz»

Macht das Internet klüger? Dümmer? Verändert es den Menschen, oder muss der Mensch sich ändern, um in der digitalisierten Welt zu bestehen? Wir sprachen mit Philippe Wampfler, der nicht nur zu den führenden Medientheoretikern im deutschsprachigen Raum gehört, sondern auch als Lehrer die «Digital Natives» von heute in neue und alte Wissenswelten einführt.

von Roland Erne und Andreas Nentwich

Social-Media- und Web-Experte

Philippe Wampfler, geboren 1977, noch vor den «Digital Natives», studierte Germanistik, Mathematik und Philosophie. Er unterrichtet unter anderem Medienkunde an der Kantonsschule Wettingen und lehrt Fachdidaktik Deutsch an der Universität Zürich, zudem ist er viel gefragter Experte für Fragen der Bildung in Zeiten digitalen Wandels; er gilt als einer der Top-Social-Media-Influencer der Schweiz. Über seine zahlreichen Publikationen informiert www.philippe-wampfler.ch

Philippe Wampfler, wohin haben sich Wissen und Bildung durchs Internet verändert?

Zunächst einmal: Informationen sind grundsätzlich breiter zugänglich geworden. Es ist inzwischen für alle möglich, auf einen Wissenspool zurückzugreifen, der früher viel stärker reguliert war. Ehedem waren vorab Bibliotheken und Schulen Horte des Wissens. Das hat sich geändert – im Sinne einer Öffnung, die aber auch eine Schwemme von Informationen mit sich gebracht hat. Was auch heisst: Man muss lernen, wie man sich durch diese Flut bewegt. Heute bekunden

Philippe Wampfler:

«Man muss sich immer wieder selber überlisten, um mit dem Internet klüger zu werden»

viele Menschen Mühe, relevante Informationen von nicht relevanten Informationen zu unterscheiden. Früher war das klarer gefiltert, oder es gab bessere Indizien, um feststellen zu können, was für einen wichtig ist und was nicht.

Also haben sich Wissenskompetenzen verschoben, Mediennutzer müssen lernen, Qualität und Nutzwert von Informationen einzuschätzen. Aber wer liefert entsprechende Kriterien?

Ein gutes Beispiel dafür, dass es für ein Wissen, zu dem alle beitragen können, klare Kriterien gibt, ist Wikipedia; etwa

mit Richtlinien, was bei Wikipedia überhaupt aufgenommen werden kann. Das Ende dieses Prozesses ist aber nicht absehbar, auch was die Auswahl und Recherche zwischen analog und digital zugänglichem Wissen betrifft. Wie man damit umgehen soll, ist noch nicht so klar. Ähnlich verhält es sich mit ethischen Grenzen des Wissens, etwa im «Fall Ruppertschwil»* zur Frage, ob man Name und Bilder des Verhafteten veröffentlichen darf. Mit der Begründung, dass sie ja ohnehin im Netz seien, wird eine Verantwortung gewissermassen weggeschoben. Und ich glaube, dass dies eine Tendenz ist, die durch das Internet erleichtert wird.

Verändert das Internet die Verteilung des Herrschaftswissens und damit vollends die Hierarchie zwischen Alt und Jung?

Vorweg: Noch sind es doch die Generationen der klassisch Gebildeten, die heute politisch und wirtschaftlich das Sagen haben und die wichtige Ressourcen verteilen. Aber ich denke schon, dass das kippt und Hierarchien auf den Kopf gestellt werden; gerade in Bezug auf Kompetenzen, die es im Netz braucht. Auch da ist es aber so, dass Kompetenzen erst aufgebaut werden müssen. Dreizehnjährige können noch nicht alles, sondern auch nur das, was Jugendliche können müssen. Dennoch glaube ich, dass eine Beschleunigung eintritt. Man wird andere, flachere Hierarchien haben. Es dürfte für junge Berufsanfänger leichter werden, bestimmte Positionen zu erreichen. ▶

* Wenige Tage vor dem Interview war ein 33-jähriger Schweizer als mutmasslicher Täter gefasst worden, der gestanden hat, am 21. Dezember 2015 vier Menschen in Ruppertschwil auf grausame Weise ermordet zu haben.



Foto: Nicolas Zorn

Die Redaktoren Roland Erne (links) und Andreas Nentwich trafen Philippe Wampfler in der Kantonsschule Wettingen.

Philippe Wampfler:

«Wer etwas nur konsumiert, gerät leicht in eine gefährliche Abhängigkeit»

Was müssen Berufserfahrene tun, damit sie fit bleiben und nicht plötzlich ausgespielt haben?

Das gefährlichste Signal ist, wenn jemand sagt: «Ich habe Snapchat ausprobiert, das ist totaler Quatsch, kann man für rein gar nichts brauchen.» Damit wird signalisiert, dass jemand nicht wahrzunehmen bereit ist, was andere Menschen damit anfangen können. Wer sich diese Bereitschaft erhält, also anderen zuhören kann und nachfragt, wie sie etwas sehen und was ihnen daran wichtig ist, kann sich immer entwickeln. Mit der kulturpessimistischen Haltung, zu wissen, wie es richtig geht, zu denken, die anderen seien alle einem grossen Missverständnis aufgefressen und überhaupt gehe die Welt zugrunde, wird man heute nicht mehr weit kommen.

Sind wir dank Internet denn schon klüger geworden?

Menschen funktionieren nicht so, dass sie mit einem Schritt ihr Wissen erweitern können. Wir sind zuerst einmal Gewohnheitstiere. Zu beobachten ist, dass im Netz primär nach Informationen gesucht wird, die eigene Haltungen bestäti-

gen, statt diese zu widerlegen. Es gibt soziologische und psychologische Gründe, weshalb wir nicht einfach so klügere Menschen werden, nur weil alles Wissen uns offensteht. Das Potenzial zumindest ist aber da. Und wird das Internet geschickt eingesetzt, kann es uns die Beschränktheit unseres Wissens vorführen. Ein hervorragendes Beispiel dafür ist ein Afrika-Spiel des Journalisten David Bauer, mit dem sich die eigenen Kenntnisse über den Kontinent als ein keineswegs homogenes Gebilde überprüfen lassen (www.youdontknow-africa.com). Man muss sich halt immer wieder selber überlisten, um mit dem Internet klüger zu werden.

Es gibt ja auch den kulturkritischen Gestus des Offline-seins. Was halten Sie davon?

Für mich ist das in sich widersprüchlich. Da geht's doch darum, sich dadurch zu inszenieren, dass man auf eine Inszenierung im Netz verzichtet und davon eine Wirkung erwartet – eine narzisstische Haltung. Menschen sollen ihre Arbeits- und Kommunikationsumgebung selbstbestimmt gestalten – aber ihre Entscheidungen machen sie nicht klüger oder reflektierter als andere.

Aber Freiräume sollte es geben – ohne Anbindung ans Netz?

Es braucht Freiräume, über die aber jeder selber entscheiden soll. Viele setzen diese Freiräume bereits ein, schätzen es zum Beispiel, in den Ferien ihre Büromails nicht lesen zu müssen. Eine Art Entgiftungskur dürfte zum Trend werden. Wir werden bald auch Zonen erleben, wo Menschen bewusst

ihre Handys abgeben. In New York etwa gibt es jetzt schon viele Anlässe nach diesem Verfahren: Smartphones werden da beim Zutritt weggelegt, damit man die Party auch genießen kann. Solche Kulturtechniken werden stärker aufkommen, und Menschen werden vermehrt das Bedürfnis haben, nicht permanent übers Internet verbunden zu sein.

Verändert das Internet den Menschen? Sind Siebzehnjährige von heute fähiger, vieles gleichzeitig aufzunehmen? Oder sind sie eigentlich gar nicht anders, als junge Menschen vor zwanzig Jahren gewesen sind?

Aus zentraler Perspektive würde ich sagen: Sie sind nicht anders, sondern haben ähnliche Bedürfnisse und Probleme, die beispielsweise Siebzehnjährige immer schon gehabt haben; geknüpft an entwicklungspsychologische Fragen. Es geht immer noch darum, sich vom Netzwerk der Eltern zu lösen und eigene Beziehungen aufzubauen. Hierfür gibt's gewisse Kulturtechniken: Jugendliche suchen bevorzugt etwa Shoppingcenter auf. Warum? Hier können sie sehen, was ihnen wichtig ist, und können gesehen werden. Sie suchen Freunde von Freunden. Das ist auch die Funktionsweise von sozialen Netzwerken, die den Jugendlichen helfen, ihre Entwicklungsaufgaben zu bewältigen – in den eigenen Körper reinzuwachsen und sich mit seiner Erscheinung vertraut zu machen. Häufig wird in diesem Zusammenhang Medienkritik vorschnell auch zu Jugendkritik: In Frage gestellt wird nicht mediales Verhalten, die Kritik gilt Jugendlichen an sich. Erkennbar ist eine Beschleunigung, und zwar im Sinne der Option, ständig anderswo sein zu können; vergleichbar mit dem Zappen zwischen Fernsehkanälen: Physische Wirklichkeit lässt sich ausblenden durch den Blick auf den Bildschirm, aus kulturpessimistischer Sicht erscheint diese Erweiterung von Handlungsspielräumen als Gefährdung.

Was bedeutet dies für die Regulierung des Umgangs untereinander im Netz in den nächsten zehn Jahren – samt Beseitigung rechtlicher Grauzonen?

Dazu drei Punkte: Erstens wird sich das Schwarz-Weiss-Malen zwischen Verteufelung des Digitalen und Verherrlichung des Internets als ständiger Quelle von demokratischer Innovation wohl auflösen und einem realistischeren Blick weichen. Zweitens werden die Gerichte weiterhin Recht sprechen und für Klarheit namentlich bezüglich Regulierung der Privatsphäre etwa auf Twitter oder Facebook auch auf europäischer Ebene sorgen. Drittens wird die Automatisierung voranschreiten und zunehmend auch Dienstleistungen mit Gesprächspartnern im Netz erfassen, beispielsweise im Kundenservice. Man spricht dann mit Maschinen statt mit Angestellten einer Firma – was wiederum das Feld für Dienstleistungen, die bewusst von Menschen angeboten werden, öffnen dürfte: Sie werden zum Luxus.

Das Internet hat die Bedeutung physischer Präsenz ja grundlegend relativiert – macht das nicht asozial?

Es gibt Theorien, die besagen, dass die Menschen in der Art von Homecinema fast alle erdenklichen Räume bereisen können. Auf den ersten Blick ist das eine grosse Bereicherung, aber die damit verbundenen Probleme lassen sich nicht aus-

blenden, wie etwa das Angebot von Netflix zeigt: Man verliert sich leicht in all den Möglichkeiten und verbringt viel Zeit damit, eine Auswahl aus dem Gewohnten zu treffen. Eine Gegenbewegung dazu ist das sogenannte Kuratieren: Jemand nimmt für mich eine Auswahl vor; ein Verfahren à la Reiseführer also. Wer sich so in eine Stadt aufmacht, nimmt vieles auch zufällig wahr und lässt sich überraschen. Wer aber zu Hause vor dem Bildschirm sitzt, lässt sich nicht überraschen, sondern kocht gleichsam im eigenen Saft. Trotzdem: Physische Präsenz bringt auch Schwierigkeiten mit sich, Menschen fühlen sich schnell unwohl, wenn sie gesehen werden, wenn sie die Nähe anderer ertragen müssen. Menschen mit solchen Anlagen finden im Netz leichter Räume, in denen ihre Ängste respektiert werden. Von daher ist mit dem Internet einiges leichter, anderes schwerer geworden. Kurz: Es ist nicht alles besser, sondern vielmehr alles anders geworden.

Philippe Wampfler:

«Häufig wird Medienkritik vorschnell zu Jugendkritik: In Frage gestellt wird nicht mediales Verhalten, die Kritik gilt Jugendlichen an sich»

Wobei hilft das Netz nicht?

Eine ganz wichtige Kompetenz ist Geduld, also zu wissen: Wenn man etwas gut können will, muss man es lange üben und viel Zeit investieren. Das Internet aber ist eine grosse Ablenkungs- oder auch Unterhaltungsmaschine. Ich denke nicht, dass das Internet jeweils schnell das Signal aussendet: Bleib dran, das lohnt sich! Eher schon kommt es zur Aufforderung, weiterzuklicken oder die Mails zu checken. Das müssen Jugendliche wohl auf einem anderen Weg lernen als im Netz: dass sich intensive Bemühungen auszahlen und auch zu sekundären Kompetenzen führen. Generell findet man im Internet für alles leicht eine Nische, um etwas auszuleben, auch wenn es etwas Negatives ist. Umgekehrt finden alle im Netz Gleichgesinnte und erleben dadurch, dass sie dazugehören – aus sozialer Sicht ein grosser Vorteil.

All dies entspricht einer globalen Entwicklung: Es öffnen sich buchstäblich Welten. Wohin führt uns die digitale Revolution in den nächsten zehn Jahren und danach? Geht das immer so weiter?

Prognosen sind schnell mal hinfällig, weil nicht absehbar ist, was noch alles passiert. Dennoch: Gegen Ende der Neunzigerjahre kam es ja zur Dotcomblase, als mit Webunternehmen Geld aus dem Nichts gemacht wurde. Inzwischen gibt

es die Verbindung von Internet und physischer Welt mit stark wachsenden Sharing-Modellen wie Airbnb oder Uber, die Webideen auf die Organisation physischer Prozesse, also Nutzungen im Alltag anwenden. Und ich werde das Gefühl nicht los, dass es auch da zu einer Blase kommen wird, die dereinst platzen wird. Weil man einsehen muss: Es gibt nicht etwas aus nichts! Es könnte zu einem Stillstand kommen, geknüpft an wirtschaftliche Prozesse, die zunächst Innovation antreiben. Auch für soziale Netzwerke mit grosser Userbasis wie Facebook, Snapchat oder Twitter stellt sich die Frage, wie mit diesen Start-up-Investitionen Geld zu verdienen ist. Wollen sie Usern bedeutungsvolle Interaktion mit anderen ermöglichen, können sie diese nicht durch Werbung belasten. Gleichzeitig ist es unmöglich geworden, für soziale Netzwerke mit Breitenwirkung Geld zu verlangen.

Philippe Wampfler:

«Mit Kindern etwas Produktives machen, vor allem im Netz, statt bloss konsumieren!»

Aber unsere Gesellschaft verändert sich?

Ja – und irgendwann kann man halt alles, was man im Netz tun kann! Wirklich gesellschaftlich relevant ist aber, dass es getrennte Medienwelten gibt. Jugendliche schauen kaum noch fern, sondern konsumieren hauptsächlich Youtube. Generell werden sich die Menschen künftig durch komplett verschiedene Informationszonen bewegen und dadurch auch eine ganz andere Sicht auf die Welt haben. Das dürfte zu einer Zergliederung der Gesellschaft führen, was es wiederum schwierig macht, eine Ebene gemeinsamer Annahmen zu finden. Eine grosse Herausforderung wird demnach sein, wie sich eine Gesellschaft auf gemeinsame Ideen und Werte verständigen kann, wenn die mediale Basis dazu fehlt.

Sparen wir mit dem Internet denn Zeit? Fast alles, von Bestellungen bis zu Tischreservierungen, lässt sich inzwischen online erledigen.

Die Erfahrung der meisten Menschen ist in der Tat nicht die einer Zeitersparnis, sondern die einer Beschleunigung. Ob für Restaurantbesuche oder an der Grossverteilerkasse: Die Zeitersparnis wird gewissermassen weitergegeben, indem Arbeit nun auf andere Akteure verschoben wird, im Büroleben auch per Mail. Es kommt also zu kleinräumigen Umverteilungen der anfallenden Arbeiten. Mit der Zunahme der Möglichkeiten ist es auch schwieriger geworden, sich Freiräume zu bewahren oder auf eine Anfrage nicht gleich zu reagieren. Letztlich braucht es eine enorme Filterkompetenz.



Foto: Nicolas Zamvi

Auch unsere Zeitschriften, hier aufgefächert neben Philippe Wampfler, sind im Internet multimedial aufbereitet.

Deshalb nochmals zurück zu Lernkompetenzen: Was macht mich zum mündigen Zeitgenossen? Wie steht es um einen verbindlichen Kompass, der generationenübergreifend dazu beiträgt, der Digitalisierung der Gesellschaft gewachsen zu sein?

Um es auf den Punkt zu bringen: Man sollte selber Inhalte erstellen können. Wer etwas nur konsumiert, gerät leicht in eine gefährliche Abhängigkeit. Deshalb auch gehören Youtubeprojekte zum Schulstoff meiner Klassen. Verstehen sie, was wirkt und wie sich etwas präsentieren lässt, durchschauen sie auch die in manipulativer Absicht verwendeten Techniken. Das gilt übrigens für jeden Lebensbereich und ist insbesondere auch Eltern zu empfehlen: mit Kindern etwas Produktives machen, vor allem im Netz, statt bloss konsumieren! Nicht weniger unerlässlich ist die Fähigkeit, Unsinn zu erkennen, um darüber entscheiden zu können: «Kann das wirklich sein? Stimmt das tatsächlich?» Im Internet ist immer wieder zu beobachten, wie Menschen Beiträge unkritisch teilen, statt Distanz zum eigenen Mediennutzungsverhalten zu wahren. Man soll sich demnach überlegen: «Wie mache ich das? Tut mir das gut? Könnte ich es auch anders machen? Verpasse ich etwas, wenn ich mich ausklinke?» Das ist ganz wichtig! ■

In der nächsten Ausgabe:

Wie steht es um das Recht im digitalen Raum? Und was macht eigentlich ein Internetpolizist?